

Christian Duquoc
Institution und
Ablenkung

Der mystische Weg zu Gott ist ein steiler Weg. Wer sich auf diesen Weg begibt, hat von vornherein Empfindsamkeit und Gefühlsverlangen verabschiedet. Die Beiträge dieses Heftes geben Zeugnis von der unverwechselbaren Eigentümlichkeit dieses Weges: Er setzt sich ab von der Religion, so wie sie gewöhnlich gelebt und erlebt wird.

Der mystische Zugang zu Gott ist ein Werk ausdauernden Willens. Er hat freilich nichts mit Voluntarismus oder Perfektionismus zu tun. Der Wille fügt sich in eine bedingungslose Bereitschaft für die Ankunft des nahen und dennoch unterschiedenen Anderen; er läßt sich verwunden durch seine Anwesenheit inmitten der bejahten Unfähigkeit, ihn zu besitzen. Es ist ein Weg, auf dem sich der Mensch immer wieder losreißen muß. Er zwingt ihn, die äußerlichen Formen des Verlangens links liegen zu lassen. Er führt ihn unausweichbar zu einem Ort, wo die Selbstfindung sich mit der Ankunft des Anderen verbindet. An diesem Ort, in diesem Ereignis bricht die Freude mächtig auf, aber eine immer noch nächtliche Freude.

«Bleib in dieser Hölle, aber verzweifle nicht», so soll Christus zum heiligen Silvanus

in einer Erscheinung gesagt haben. Dieser Mönch quälte sich in dem Gedanken, in Leidenschaften versenkt zu sein, die er nur mühsam beherrschen kann; es bedrückte ihn, von der Sünde so leicht versucht werden zu können; er entdeckte mit Schrecken den Abgrund zwischen dem Vollkommenheitsideal, das er erstrebte, und der Mittelmäßigkeit seines alltäglichen Lebens. Diese Hölle war ihm aus dem Widerspruch zwischen seinem unendlichen Verlangen und seinem beschränkten Tun entstanden. Christus befahl ihm milde, darin auszuhalten und an seinem Wort nicht zu verzweifeln. Mit diesem lapidaren Ausspruch: «Bleib in dieser Hölle» ist die Situation zahlreicher Mystiker beschrieben. Ihr Wohnort ist die Nacht. Und mitten in dieser Nacht meldet sich eine Gegenwart an, ein Wort, das die Verzweiflung wegdrängt.

Das Wort Christi an den heiligen Silvanus erinnert mich an ein anderes Wort in einem ganz anderen Kontext. Es war in einer Fernsehsendung über die Hoffnung. Hochgebildete Männer aus unterschiedlichen nationalen, philosophischen und religiösen Horizonten führten gelassen ein Gespräch über das vorgeschlagene Gesprächsthema. Ihre Diagnose unserer Gesellschaft fiel streng aus, und ihre Prognosen über die Zukunft unserer Welt waren pessimistisch. Weder die Politik noch die Wirtschaft noch die Kultur und nicht einmal der technisch-wissenschaftliche Fortschritt weckten bei ihnen Optimismus. Michel Serres, einer unter ihnen, schloß die Debatte mit folgenden Worten: «*Je n'ai plus d'espoir, mais je garde l'espérance*», womit er wohl sagen wollte: Ich sehe keine Aussichten mehr, aber ich bewahre die Hoffnung.

Wir sind der «Hölle» ausgesetzt, aber in diese «Hölle» kann ein Wort kommen, ein unwahrscheinliches Wort, das Hoffnung ermöglicht. Besteht in dieser Lage nicht eine vielleicht oberflächliche Analogie zur Prüfung des heiligen Silvanus? Ein solcher Gedanke scheint mir nicht willkürlich. Gewiß, Michel Serres war bei der erwähnten Sendung nicht um das individuelle Menschengeschick bekümmert, sondern um die Geschichte der Menschheit überhaupt. Er stellte fest, daß unsere Zeit auf die Utopien, auf die Fortschrittsideologien und auf die religiösen Messiaser-

wartungen verzichtet und den Schaden in unserer Umwelt nun deutlich erkannt hat. Die Geschichte trägt nicht mehr den Herrlichkeitsglanz, den ihr das Streben nach einer strahlenden Zukunft umgehängt hatte. Wir drehen uns in einem Teufelskreis. Jeder materielle, wissenschaftliche und technische Fortschritt bringt auch gleich sein Gegenteil hervor. Vielleicht kann gerade in diese die ganze Menschheit umfassende Nacht ein Wort der Hoffnung hereinbrechen als unerhofftes, weil eben unwahrscheinliches: Die Hoffnung (*l'espoir*) setzt gegenwärtig bestehende Gründe voraus, Wege in eine Zukunft voller Verheißungen festlegen zu können. Diese Gründe fußen auf den für positiv gehaltenen Möglichkeiten der Gegenwart. So etwas liegt nach unserem Denker nicht vor: Die positiven Elemente scheinen uns entzogen zu sein. «Bleib in dieser Hölle, aber verzweifle nicht». Der mystische Weg, den Christus dem heiligen Silvanus auferlegt, meint auch unseren ganz eigenen Zustand heute, nachdem wir wieder nüchtern geworden sind gegenüber den angeblich fortschrittlichen Automatismen der Geschichte. Ihre bitteren Früchte haben wir gepflückt. Und gerade in diesem persönlichen und kollektiven Nichtwissen der Gründe einer wahren Hoffnung (*espérance*) kann ein nächtliches Flehen erwachen. Philippe Jacottet, ein Schweizer Dichter, bringt dichterisch schön den falschen Anreiz und das echte Verlangen zum Ausdruck:

*«Die einzige Gnade, die von den fernen Göttern
zu erbitten wäre,
von den stummen, den blinden, den
abgewandten,
den immer wegfliehenden Göttern,
wäre sie nicht dies:
daß jede Träne
auf dem nahen Gesicht
auf der unsichtbaren Erde
ein unerschöpflich reiches Korn zum Keimen
bringt?»*

*Der Weg der Mystik ist ein Weg der Nacht:
«Wir haben schon einen weiten Weg hinter uns
und stehen doch immer erst an der Schwelle.
Ich gebe weiter, und ich wundere mich,
mehr kann ich davon nicht sagen.»*

Mehr sagen wollen in unserer Situation würde lügen bedeuten. Man muß verharren in diesem «Gebet, das man sagt, ohne beten zu wollen und ohne zu wissen, wer es aufnehmen könnte».

Wie ist eine solche Nacht zu ertragen? In welchem Verhältnis steht dieser Weg zu den kirchlichen Institutionen? Der Leser hat sicher erkannt, daß die in diesem Heft gesammelten Beiträge alle den Abstand unterstreichen, der zwischen der dynamischen Ausdauer der Mystik und den Interessen der Institution klafft. Einige Autoren betonen deutlich, wie unausweichlich und wohltuend dieser Abstand ist. Ihrer Meinung nach begünstigen die Institutionen das Aufdecken der Fallen, die so oft den mystischen Weg gefährden; die Institutionen schützen die Echtheit der Verbindung mit Gott, indem sie ein Gesetz der Veräußerung, der gemeinschaftlichen Solidarität einführen. Sie bilden in unserem nachtdunklen Dasein die notwendige Vermittlung zu einer unfaßbaren und ungewissen Anwesenheit. Sie bestimmen den immer möglichen Verirrungen des Verlangens ein Realitätsprinzip. Die Beiträge anderer Autoren sind polemischer. Sie bedauern es, daß die Institutionen in ihrem Bestreben, die Beziehung zu Gott zu leiten, sich als absolut notwendige Vermittlung ausgeben und die außerordentliche Vielfalt und den Reichtum der nächtlichen Hoffnung auf göttliche Unmittelbarkeit auf die kleinliche Beobachtung einer kirchlichen Zucht beschränken.

Wenn ich mich nicht täusche, ist ein Aspekt der institutionellen Rolle auf dem Hinweg zu Gott nicht zu Sprache gekommen: der Aspekt der Zerstreuung oder Ablenkung. Nicht alle können «in der Hölle aushalten», ohne zu verzweifeln. Nicht alle können die dunkle Nacht durchstehen, ohne in die Nähe des Wahnsinns zu geraten. Ausruhen und Mitfühlen sind vonnöten. Es verwundert vielleicht, daß so etwas mit Zerstreuung zu tun haben sollte. Ich denke im Gegenteil, daß hier eine Hauptaufgabe für die kirchliche Institution vorliegt, eine aufgrund unserer Sorge um Festigkeit allzu oft vernachlässigte Rolle der Institution.

Die Institution befreit uns tatsächlich von der Mühe, uns mit der Leere oder der Nacht,

mit dem Leid abgrundtiefen Verlangens und dem unerträglichen Brennen einer unnennbaren Gegenwart herumzuschlagen. Die Institution mildert die schmerzhaften Schnitte durch unser Dasein. Bei einer Fernsehsendung bekannte ein Einsiedler: «Fast alle Leute leben am Rand ihres Seins dahin. Nicht der Tod ist das Tragische, sondern daß ein Mensch sterben kann, ohne jemals die geringste Idee von seinem inneren Reichtum gehabt zu haben.»

Ich habe mich gefragt: Fehlte diesem Geständnis nicht etwas Mitgefühl? Wer zu diesem inneren Reichtum gelangen will, der muß doch einen so harten, so schmerzhaften Gang tun, daß die meisten Menschen davon Abstand nehmen; sie würden ja doch aus Mattigkeit, Angst oder Wahnsinn auf diesem Weg erliegen. Mit Recht wird ihnen ein anderer Weg vorgeschlagen: die kirchliche Institution liefert einen der Schwäche und Mittelmäßigkeit des gewöhnlichen Erdenbewohners angemesseneren Umweg; sie lenkt ihn ab von der Leere, in die er hätte hineinmüssen und in der er vielleicht zugrunde gegangen wäre.

Wie soll man die Nacht ertragen? Wie das Nichtwissen durchhalten? Wie unter dem immer neu einsetzenden Leid und dem vielförmigen Übel nicht zusammenbrechen? Wie eine alles Eigene abätzende Gegenwart leben können? Muß man sich da nicht doch auch ein wenig von der harten Wirklichkeit ablenken lassen dürfen? Pascal spricht von Zerstreuung. Man hat aus dem langen Abschnitt, den er ihr widmet, einen Satz festgehalten, der meiner Ansicht nach ihren tiefen Sinn verdunkelt: «Ich habe entdeckt, daß alles Elend der Menschen aus einer einzigen Quelle fließt: Sie können nicht ruhig in einem Zimmer bleiben.» - Schleicht da nicht doch für gewöhnlich der Wahnsinn herum?

«Der König ist von Leuten umgeben, die nichts anderes im Sinn haben, als ihn zu zerstreuen und daran zu hindern, an sich selbst zu denken. Denn auch als König ist er doch elend, wenn er daran denkt. (...) Die Philosophen, die meinen, die Welt sei recht unvernünftig, den ganzen Tag hinter einem Feldhasen herzulaufen, den sie nicht einmal hätten kaufen wollen, diese Leute kennen unsere Natur schlecht. Der Hase könnte uns sicher nicht vor dem Anblick des Todes und

des Elends schützen, die Jagd aber lenkt uns davon ab.»

Wäre es nicht einigermaßen unverschämt, solche etwas bissigen Ansichten auf die kirchlichen Institutionen zu übertragen? Man könnte es wagen, freilich unter einer Bedingung, daß nämlich die Ablenkung als notwendiges Mittel für das seelische Gleichgewicht der Gläubigen betrachtet wird und daß diejenigen, die solche Zerstreuungen überwachen, deren Grenzen kennen und auch einhalten. Unter diesem Gesichtspunkt übernimmt die kirchliche Institution drei Funktionen: Sie versammelt zeichenhaft, sie bestimmt eine Disziplin und sie liefert der Aggressivität ein Angriffsziel.

Die kirchliche Institution versammelt zeichenhaft: Jesus sagte zur Samariterin, weder auf dem Garizim bete man Gott an noch in Jerusalem, sondern im Geist und in der Wahrheit. Die Institution stellt dieses Jesuswort nicht in Zweifel; aber sie kann sich nicht damit begnügen, will sie ein Volk versammeln. Darum hat sie Orte und Zeiten festgelegt, an denen sich Frauen und Männer versammeln, damit sie aus einer Menge ein Volk werden durch gemeinsam gelebtes Tun: die Liturgie in ihren verschiedenen Feiern, die Wallfahrten zu den Gräbern der Heiligen oder zu den Stätten der Erscheinungen. Diese Betätigungen machen das Volk zu einem Handelnden; sie erlauben es ihm, die Gegenwart des unfaßbaren Gottes in Festlichkeit und Brüderlichkeit darzuleben. So bringt die Institution das Reich Gottes gleichsam auf die Bühne im Bewußtsein und auch im Wort, daß es anderswo ist. Johannes Paul II. hat diese Notwendigkeit der religiösen Feier sehr gut erkannt. Er versammelt gewaltige Menschenmengen um sich, er vergewissert sie mit kraftvollen Worten, sie applaudieren und benehmen sich mit großer Freiheit. Er hat sie institutionell zerstreut. Das einzige Hemmnis liegt darin, daß sich das immer wiederholt und folglich seinen Charme einbüßt. Die in der Kirche immer von neuem aufbrechende Debatte über die Volksreligion hat in dieser Notwendigkeit der Zerstreuung ihre Wurzeln: Die Institutionen sind Ausdruck des Mitgefühls; denn wohin der Geist weht und woher er eigentlich kommt, weiß niemand. Diese Unsicherheit ist

allzu hart zu ertragen. Also zeichnen ihm die Institutionen den Weg aus. Man kann ja immerhin hoffen, daß sie sich dieser schweifenden Unfaßbarkeit des Geistes Gottes bewußt bleiben. Ihre Aufgabe besteht in der Öffnung der Herzen für die brennende Gegenwart dieses Geistes; sie müssen sich schrittweise und pädagogisch klug als Mittler überflüssig machen.

Eine Disziplin festlegen: *Ama et fac quod vis!* («Liebe und tue, was du willst»), sagte der heilige Augustinus. Es wird niemandem einfallen, einen so erhabenen und anscheinend so befreienden Grundsatz anzuzweifeln. Und doch kann sich die Institution nicht damit begnügen, die Menge zu einem Volk zu versammeln. Sie muß für die Schwachen und die noch unerhellten Geistes genauere Richtpunkte festsetzen, die den Zusammenhalt garantieren; sie muß Verbote aufstellen, die das Abgleiten der menschlichen Gemeinschaft verhindern und deren Fehlen den Verfall der Persönlichkeit nach sich zöge. Mit einem Wort, eine Institution ist ein Ort, an dem eine Ethik zum Tragen kommt in dem Sinn, daß sie lobenswerte Sitten fördert; sie ist ein Ort, an dem eine Moral zustandekommt in dem Sinn, wie diese auf das unersetzbare subjektive Gewissen hinzielt. Die Regeln und Anordnungen der Institution lenken ab von der Angst des Schöpferischen und der Verantwortung; sie befreien von der gähnenden Leere, über welcher das augustinische Prinzip schwebt: «Liebe und tue, was du willst». Aber wenn man wünscht, die Ablenkung möge pädagogisch sein, und wenn man nicht will, daß sie den Zugang zu Gott verdunkle, dann muß sie verbunden sein mit dem Willen der Verantwortlichen, Gewissen und Objektivität der institutionellen Wahrheit auseinanderzuhalten. Andernfalls verwandelt sich der Pädagoge in einen Tyrannen und der Wille zum Dienen in einen Willen zur Macht. Die Zerstreuung, die von der Leere ablenkt, würde versklaven.

Der Aggressivität ein Angriffsziel bieten: Jakob und Ijob haben mit Gott gekämpft. Gott hat ihnen recht gegeben. Allerdings war dieser Kampf doch auch verwegen und gefahrvoll, denn Gott ist unsagbar und unfaßbar. Kohelet gesteht, daß man nicht weiß, was er tut. Also wurden uns diese Kämpfe in hochpoetischen

Bildern übermittelt. Die kirchliche Institution wird oft in ihren Ansprüchen und in ihrem Versagen auf banale und alltägliche Weise erlebt: Trotz ihres Zeugnisses für Christus erfindet sie nicht selten umstrittene Wege. Sie veranlaßt dadurch eine nie endende Debatte über das, was zu sagen, zu tun und zu verheißen ist. Sie liefert der Aggressivität ein Angriffsziel. E. Drewermann erzählt von einer Unterhaltung, die er mit einem Piloten geführt hat. Am Ende ihres Gespräch habe dieser eingestanden: «Es ist schon Jahre her, daß ich die Kirche verlassen habe (...). Mir ist der Pfarrer immer wie ein Gefängniswärter vorgekommen. Schon die kleinste Frage war für ihn eine Gotteslästerung.» Diese Erzählung Drewermanns erinnert mich an eine Anekdote, die erklären kann, warum die Institution Aggressivität weckt. Man erzählt, ein Bischof - er ist schon verstorben - sei zum Kardinal kriert worden. Als er aus Rom, wo ihm diese Ehre zuteil geworden war, zurückkam, erklärte er im Bahnhof seiner Stadt beim Aussteigen aus dem Zug: «Alle meine Wünsche sind erfüllt!» Diese allerhöchste Zerstreuung, auf dem Gipfel der Ehren zu stehen (das Kardinalsamt ist im Glaubensbereich das, was für die Literatur die Französische Akademie ist), diese Zerstreuung hatte die Frage: Wie soll ich in die Nacht des Weges zu Gott hineingehen und bei gesundem Geiste bleiben? vollständig ausgelöscht. Was übrigblieb, war die Institution, ihre Disziplin und ihr äußerer Flitter; jede weitere Frage erschien fortan als eine Geschmacklosigkeit. Man kann verstehen, daß der Pfarrer, von dem Drewermann sprach, den Piloten aggressiv gemacht hat. Er hatte seine Rolle pervertiert: Er war in seinem Ablenkungsbestreben soweit gegangen, den Abstand zwischen der Institution und Gott, den er bezeugen sollte, zu unterdrücken. Indem die Institution so handelt, läßt sie Gott frei walten. Die Mittelmäßigkeit der kirchlichen Leitung gemessen an der Erhabenheit ihrer Ideale begünstigt eine Ausrichtung der Aggressivität auf den religiösen Bereich. Das ist auch etwas Gutes für den Glauben.

Es liegt mir fern, die Kirche auf eine der Rollen ihrer Institution einzuschränken, ich meine auf die Rolle abzulenken, das heißt denen das Überleben ihres Glaubens zu

ermöglichen, die die letzte und tiefste Frage nicht aushalten oder den steilen Pfad des unmittelbaren Zugangs zu Gott nicht ohne Schwindelgefühle ersteigen können. Die Ablenkung kann natürlich nicht diesen Weg ersetzen, denn wenn die Institution selber Weg wird, hört sie auf, eine mitfühlende Mutter zu

sein; sie wird zum Kerker, zur Ursache der Verzweiflung. Dann ist es besser, «in der Hölle auszuhalten und dabei nicht zu verzweifeln», nach dem Rat Christi an den heiligen Silvanus.

Aus dem Französischen übers. von Arthur Himmelsbach